

Der behinderte Mensch : trotzdem Ja zum Leben

Autor(en): **Simmler, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **52 (1981)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der behinderte Mensch: Trotzdem Ja zum Leben



An der VSA-Jahresversammlung 1980 in Schaffhausen beschloss am 29. Mai Pfarrer Peter Simmler, Direktor der Epilepsie-Klinik in Zürich, die Vortragsfolge «Auf der Suche nach Sinn». Er sprach vor den 400 Zuhörern in der Rathauslaube über das Thema «Der behinderte Mensch: Trotzdem Ja zum Leben».

Der Mensch

Der Titel lässt die Meinung aufkommen, beim behinderten Menschen sei das Ja-Sagen zu seinem Leben ein besonderes Problem. Es handelt sich aber um eine Frage, die sich im Grund

bei jeder Beziehung zwischen Menschen

stellt.

Ja-Sagen zum Leben eines anderen Menschen ist immer eine Forderung, der nachzukommen aus ganz verschiedenen Gründen uns Mühe machen kann. Kürzlich kam mir eine Hausordnung eines Spitals in die Hände. In ihr ist — wie es sich heute gehört — von Patientenrechten die Rede. «Auch im Spital ist der Patient ein freier Mensch» — tönt es da verheissungsvoll. Und dann kommt der nächste, sehr wahre und oft vergessene Satz: «Die Freiheit des einzelnen hat ihre Grenze in der Freiheit des andern.» Das Ja zum Leben dessen, der mein eigenes Leben unter Umständen drastisch und empfindlich einschränkt, braucht eben auch ein «trotzdem».

Ich denke auch an andere Situationen: Man sagt, dass jede vierte Ehe, die geschlossen wird, wieder geschieden werde — wie oft wird in dieser engen Lebensgemeinschaft ein Ja-Sagen «trotzdem» gefordert

oder verweigert? Oder denken wir an den Vater, der zum Leben seines Sohnes «ja» sagen soll, trotzdem es in anderen Bahnen verläuft, als er es geplant und sich vorgestellt hat. Kürzlich las ich, ein bekannter Fussballspieler habe für eine Ablösungssumme, die in die Millionen geht und für ein Jahresgehalt von 800 000 Franken den Club gewechselt — ich gestehe, dass es mir bedeutend schwerer fällt, zum Leben dieses Mannes ja zu sagen, als zum Leben eines schwerbehinderten Kindes.

Von der doppelten Bedeutung der Grenze

Ich fasse diese erste Ueberlegung zusammen: Da, wo der Mitmensch die Grenze unserer eigenen Freiheit markiert — sei es die Freiheit meiner räumlichen Bewegung, Freiheit meines Denkens, meiner Vorstellungskraft, meiner Anerkennung —, da fällt es uns schwer, ein bedingungsloses Ja zu seinem Leben auszusprechen. Es wird sehr oft ein «Ja — trotzdem» sein. Im Blick auf das Leben des Behinderten heisst das: Sein Dasein macht mir zum Beispiel die Grenze meines Verstehens bewusst. Seine Bedürfnisse fordern von mir einen Einsatz, der meine Freiheit beschneidet.

Nun gibt es aber noch die andere Möglichkeit: das Leben eines Mitmenschen kann ich erleben als Ueberschreitung meiner eigenen Grenzen, als ein Erschliessen von Welten, zu denen ich ohne das Sein und Wirken des andern den Zugang nicht gefunden hätte. Ich könnte die Beispiele, die ich vorhin als negative auswählte, nun in positivem Sinne wiederholen: der Vater, der im Sohne die Fortsetzung und Ausweitung seines eigenen Lebens erlebt usw. In diesen Fällen ist das Ja zum Leben des andern kein «trotzdem», sondern ein freudiges Bejahen der neu geschenkten Möglichkeiten, das Entdecken und Finden vielleicht sogar einer umfassenden *Erfüllung*.

Alle Menschen haben mit dem Behinderten das eine gemeinsam: es kann mein Ja zu ihrem Leben ein mühsames Ja, ein «Ja — trotzdem» sein. Aber etwas ist anders: sie haben — mindestens theoretisch — die Möglichkeit, durch ihr Verhalten mir gegenüber, mir das andere Ja abzugewinnen: die Erfahrung, dass ihr Leben Bereicherung und Erfüllung meines Lebens sein kann. Der Behinderte hat diese Chance nicht: er bleibt der Behinderte. Zum Ja zu seinem Leben werde ich mich immer mühsam durchringen müssen. Und es wird wohl kaum einen Menschen geben — ich bitte die Ausnahmen, die sicher unter uns sind, mir diese Einseitigkeit zu verzeihen —, der spontan und beglückt den behinderten Menschen als Erfüllung seines eigenen Seins bejahen kann.

Drei Dimensionen des Menschseins

Warum ist denn das Ja zum behinderten Menschen so anders? Die Antwort auf diese Frage hängt vom *Menschenbild* ab, das wir in uns tragen. Ich versuche darum ganz kurz einige Gedanken zu äussern, was Menschsein bedeutet. Ich bin mir bewusst, dass man es auch anders sagen könnte. Aber für die Zwecke, für die wir diese Definition heute benötigen, reicht es aus.

1. Der Mensch ist fähig, über sich selbst nachzudenken. Er ist fähig, neue Erkenntnisse zu erwerben, daraus entsprechende Konsequenzen zu ziehen und Verantwortung zu übernehmen. Er ist somit offen sich selbst gegenüber.
2. Der Mensch ist offen für seinen Mitmenschen. Auch diese Fähigkeit ist konstitutiv, das heisst, ohne sie ist er nicht im eigentlichen Sinn des Wortes ein Mensch. Er ist nur Mensch, wenn er Mitmensch ist.
3. Der Mensch ist offen für Dimensionen, die seine eigenen Möglichkeiten und Grenzen des Erkennens überschreiten. Er ist zum Beispiel offen für die Zukunft. Man kann hier auch von seiner Beziehung zu Gott reden.

Diese drei Dimensionen gehören zum Menschsein. Sie unterscheiden einzeln oder gesamthaft den Menschen von jedem andern vorhandenen Wesen.

Jeder von uns ist irgendwie ein behinderter Mensch

Ein behinderter Mensch ist — ganz weit gefasst — ein Mensch, der in einem dieser drei Bereiche nicht zur vollen Entfaltung kommt, oder der einen oder mehrere dieser drei Bereiche nicht voll oder überhaupt nicht zu seiner Verfügung hat.

Von dieser Definition her gesehen ist — notwendigerweise — jeder Mensch in irgendeiner Weise behindert: Der eine hat Mühe mit sich selbst, der andere findet den Weg zum Mitmenschen nicht, und ein dritter müht sich vielleicht verzweifelt und erfolglos ab mit Gott oder mit dem Begriff, den er an seiner Stelle sich bildet oder bekämpft. Behinderung ist deshalb nicht einfach das, was wir in der Umgangssprache unter diesem Worte verstehen. Sie ist — gestatten Sie mir für heute diesen despektierlichen Ausdruck — ein Defekt, der den Menschen daran hindert, sich zum vollen Menschsein zu entfalten.

Darum noch einmal: Jeder von uns ist in irgendeiner Art ein defekter Mensch. Im Zentrum seines Menschseins defekt ist darum der, der ohne Defekt ist (oder zu sein meint bzw. vorgibt). *Defekt ist vor allem der Mensch, der als einziges Mass echter Menschlichkeit die Defektlosigkeit setzt.*

Neue Ethik und neue Aesthetik erforderlich

Und nun fällt es uns auf, dass es Defekte gibt, die wir ablehnen und solche, die wir gelassen hinnehmen oder sie geradezu zu positiven Qualitäten umstilisie-

ren. Unter dem Titel «alternativ» kann man zum Beispiel Defekte zu Tugenden erklären. Dieser Täuschenspielertrick misslingt aber beim Behinderten: Behindertsein kann man mit dem besten Willen nicht als erstrebenswertes Ziel hinstellen! Das hängt eng zusammen mit dem Menschenbild, das wir in uns tragen. Von ihm her formulieren wir die Normen, an denen wir das Menschsein messen, ihm allenfalls mehr oder weniger Wert zubilligen. Und unser allgemeines Menschenbild führt eben zu Normen, die dem Behinderten die Chance zum beglückten «Ja» nicht geben. Darum brauchen wir «eine neue Ethik und eine neue Aesthetik» (Th. Hagmann). So ist es tatsächlich. Aber wie sieht denn diese neue Ethik aus?

Ich möchte Ihnen im Blick auf diese Frage heute einen kleinen Hinweis geben, der Ihren eigenen Ueberlegungen vielleicht neue Anregungen geben kann. Und zwar setzt dieser Hinweis ein bei der zweiten Begriffsbestimmung des Menschen, die ich vorhin erwähnte: die Offenheit zum Mitmenschen hin. Da wir nach dem Ja zum behinderten Mitmenschen fragen, geht es um unsere eigene Offenheit zum Mitmenschen. Darum steht der zweite Teil meines Referates unter dem Titel «Ich und Du».

Ich und Du

In unserem bisherigen Gedankengang haben wir un-
ausgesprochen angenommen, das Ja zum Leben des Behinderten lasse sich begründen, indem man sein Leben definieren, damit seinen Wert feststellen und so dann zu seinem Leben Ja sagen könne. Ich halte diese Annahme für falsch. *Definieren heisst abgrenzen.* Wenn wir etwas definieren wollen, grenzen wir es ab von ähnlichen Erscheinungen. Wir lösen es heraus aus seinen Bezogenheiten zu seiner Umwelt. Und wenn wir es dann rein abstrakt vor uns sehen, dann können wir es definieren.

Dieser Weg ist nicht möglich beim Menschen ganz allgemein und auch nicht beim behinderten Menschen. Definieren würde heissen, den Menschen herauslösen aus seiner Umwelt und aus seinen Bezogenheiten zu seinen Mitmenschen. Damit aber würden wir ihm eine der wesentlichsten Bestimmungen des Menschen wegnehmen: die Bezogenheit auf den Mitmenschen hin.

Es gibt den «Menschen an sich» nicht

Es gibt nur den Menschen «im Gefüge», den Menschen, der sichtbar wird in seinen Verbindungen und Bindungen in seiner Umwelt drin. Ich habe darum bei der «Definition» des Menschen auf seine drei Bezugsebenen hingewiesen.

Ueber den Menschen — und damit auch über den behinderten Menschen — kann man nur reden, indem man seine Beziehung zum Mitmenschen — also auch zum über ihn und mit ihm Redenden — immer miteinbezieht. Das heisst, dass man also zunächst

und zuerst einmal sich selbst miteinbezieht. Es ist wie beim Beobachten eines Phänomens: *man kann ohne den Beobachter nicht auskommen*. Seine Person, die Art seiner Beobachtung präjudizieren das Resultat der Beobachtung. Ich versuche darum, unter dem Titel «Ich und Du» von einem andern Ansatzpunkt auszugehen und folge darin weitgehend den Gedanken des jüdischen Philosophen Martin Buber.

Ein Mensch ist nur als Mitmensch ein Mensch

Martin Buber geht, wenn vom Menschen die Rede ist, von der Einheit von Ich und Du aus, die nicht Identität ist. Ohne Du gibt es kein Ich. Ein Mensch ist nur dann Mensch, wenn er Mitmensch ist. Schematisch könnte man somit Ich und Du als die beiden Brennpunkte einer Ellipse betrachten. Es wäre auch möglich, das Symbol der ergänzenden Zweierheit, das Sie zum Beispiel in gotischen Masswerfensternern sehen, als Veranschaulichung zu verwenden (Fischblasen-Motiv).

Man kann also auch vom Ich nie im abstrakten Sinne reden, man kann es, wie ich vorhin vom Du sagte, gar nicht definieren. Sondern man kann vom Ich nur reden, wenn man zugleich von seiner Bezogenheit redet. Und nun kann man — nach Martin Buber — in zweifacher Weise das Wort «Ich» sprechen: Ich in meiner Beziehung zum Es und Ich in meiner Beziehung zum Du. «*Ich — Es*» kann nie mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. «*Ich — Du*» kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. Mit diesen beiden Bestimmungen sind wir bereits mitten in den uns beschäftigenden Problemen drin.

Aus welchen Quellen kommen die Schwierigkeiten?

Die Schwierigkeiten, die uns das Ja zum Behinderten verursacht, können aus zwei Quellen stammen:

● Es könnte sein, dass wir den Behinderten nicht als «Du» akzeptieren, sondern ihn als ein «Es» behandeln. Das geschieht zum Beispiel dann, wenn wir ihn zu definieren versuchen, wenn wir nach dem Wert seines Lebens fragen. Das kann geschehen, wenn wir bei ihm vor allem den Defekt sehen und nicht den Menschen, der den Defekt an sich trägt. So kann der Behinderte zu einem Objekt werden, ein Objekt unserer Forschungen und Bemühungen als Pädagogen, Therapeuten, Theologen oder was immer wir sind. Er kann das Objekt sein, an dem wir unsere mehr oder weniger genialen Theorien demonstrieren, an dem wir unsere sozialen Gefühle ausleben. Oder er kann gar erhalten müssen zur Rechtfertigung unseres eigenen Lebenssinnes. Immer ist er dabei ein «Es».

● Es könnte aber auch sein, dass wir das *Ja zum Leben des Behinderten nicht mit unserem ganzen Wesen* sprechen. Vielleicht verweigern wir es ihm aus purem Egoismus, weil er eine potentielle Bedrohung unserer Freiheiten ist. Vielleicht haben wir auch Angst, unsere Eigenständigkeit und Einmaligkeit zu verlieren im bedingungslosen Ja. Oder es

kann auch sein, dass wir die Zweifel an der Sinnhaftigkeit unseres eigenen Lebens auf das Leben des Behinderten übertragen und dann natürlich ein volles Ja zu seinem Leben nicht mehr sprechen können. Wenn wir aber nicht mit unserem ganzen Wesen zum Behinderten Ja sagen können, ist es immer eine Beziehung «Ich — Es».

Ich komme zurück auf die Frage: Ist das Leben des Behinderten für mich eine Bedrohung, eine Eingrenzung meiner Freiheit oder liegt in ihm eine Chance der Entgrenzung und der Erfüllung in der Begegnung von Ich und Du?

Sinn und Zukunftswachsen aus der Hingabe

Wichtig für das Verstehen dieser Frage ist die Feststellung, dass *das Ich am Du wird*. Ohne ein Du gibt es keinen Sinn für mein eigenes Leben. Es stagniert. Es wächst nicht. Es fehlt ihm die Hingabe, aus der die Zukunft und der Sinn wächst.

Mir scheint, dass wir heute in der Gefahr stehen, diese Wahrheit zu vergessen. Viele sind unterwegs auf der Suche nach dem Sinn ihres eigenen Lebens. Die einen tun es, indem sie sich in sich selbst versenken. Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass es auf diesem Weg nicht möglich ist, ein Mensch zu werden: Ohne die Beziehung zum Du kann einer gar nicht Mensch sein oder sich als Mensch entdecken.

Aber auch der andere Weg scheint mir zweifelhaft zu sein: Man möchte sich selbst am andern, am Du erfahren. Martin Buber sagt dazu: Das Ich macht sich zum Träger von Empfindungen und Erfahrungen. Die Umwelt wird zum Gegenstand dieser Empfindungen erklärt. Im Augenblick, wo ich diesen Weg einschlage, sehe ich im andern Menschen den Gegenstand meiner Erfahrungen und Empfindungen. Als Gegenstand ist er aber nicht mehr eine Person. Das potentielle Du wird ein Es. Die Beziehung heisst nun: Ich — Es. Ich — Es ist das Wort der Trennung, der Distanzierung gesprochen, das nie mit dem ganzen Wesen gesprochen werden kann. Damit fällt die Möglichkeit, einen Sinn für sein eigenes Leben zu finden, dahin.

Buber: «Hauch des ewigen Lebens»

Auf der Suche nach dem Sinn unseres Lebens versuchen wir zu sagen: so bin ich. Dieses Ziel erreichen wir nur, wenn wir uns gegen den Mitmenschen abgrenzen. Wir sollten aber nicht unser Eigenwesen suchen, sondern Person werden, zu deren Wesen es gehört, zu anderen Personen in Beziehung zu treten. Der Zweck wäre dann nicht die Erfahrung und das Gebrauchen des andern, sondern die Berührung des Du. Martin Buber nennt das einen «Hauch des ewigen Lebens».

Gibt es diese Chance in der Beziehung zum Behinderten? Behindert sein: das ist eine echte Alternative. Sie ist anders als die Alternativen, die heute «in»

Zum Jahr des Behinderten

Das Gebet in der Betreuung Behinderter Zwang — Notwendigkeit — Luxus?

Leitung: Dr. Imelda Abbt

Tagung vom Mittwoch, 24. Juni 1981, 11.00 Uhr, bis Donnerstag, 25. Juni 1981, 16.00 Uhr.
Schweizer Jugend- und Bildungszentrum, Einsiedeln.

Diese Tagung richtet sich an Heimleiter und an alle Mitarbeiter von IV-Heimen sowie weitere Interessenten aus verwandten Sozialberufen.

Im vergangenen Jahr hat der VSA mit dem Thema «Der Fehl Gottes» eine erste Tagung für IV-Heime im Schweizer Jugend- und Bildungszentrum, Einsiedeln, durchgeführt. Die Fortsetzung in diesem Jahr ist dem Gebet in der Betreuung Behinderter und seinen verschiedenen Ausdrucksformen gewidmet.

Neben Referaten, Kurzvoten und Berichten sollen auch zwei Gebets-Beispiele konkret erlebt werden können: Die Motettengruppe Andreaskirche Zürich (16 Mitglieder) wird unter der Leitung von Prof. Dr. H. Siegenthaler geistliche Chorwerke singen; eine Bildmeditation soll sodann zu einer mehr individuell-persönlichen Gebetsform hinführen.

Programm

Mittwoch, 24. Juni 1981

- 11.00 Begrüssung
und gegenseitiges Sich-kennen-Lernen
- 12.00 Mittagessen
- 13.30 Erfahrungsberichte
aus dem religiösen Heimalltag:
Frau Pfarrer Ilse Hasenfratz,
Schweiz. Epilepsie-Klinik, Zürich
Heiner Bosshard,
Heim für cerebralgelähmte Kinder, Küsnacht
Frau Leonie Mühlebach,
Heilpädagogisches Schulheim für Mädchen,
Küsnacht
Frau Gertrud Schmutz,
Schweiz. Epilepsie-Klinik, Zürich
Sr. Gabriela Steiner,
Kinderheim Hagendorn-Cham
- 15.30 Das Gebet aus theologischer Sicht:
Referat Dr. I. Abbt

Das Gebet aus psychologischer Sicht:
Referat Prof. Dr. H. Siegenthaler

Verarbeitung der Referate

- 20.00 Musik als Mittel zur Meditation:
Kurzreferat Prof. Dr. H. Siegenthaler
Anschliessend singt die «Motettengruppe
Andreaskirche Zürich» geistliche Chorwerke
(Bruckner, Brahms, Bach)

Donnerstag, 25. Juni 1981

- 08.00 Bildmeditation:
Pfarrer Pierre Wissler, Bern
- 09.00 Das Gebet aus heilpädagogischer Sicht:
Therapie oder Erziehung?
Referat Prof. Dr. H. Siegenthaler
Verarbeitung des Referates
- 12.00 Mittagessen
- 13.30 Erarbeitung
bis von praktischen Gebetsbeispielen
15.30 für Behinderte
- 15.30 Vorschau auf die Tagung im Jahre 1982
- 16.00 Schluss der Tagung

Tagungskosten: Fr. 200.— (inkl. Unterkunft und Verpflegung)
Fr. 150.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen
(10 Prozent Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft)

Anmeldeschluss: 19. Juni 1981

Anmeldung für die Tagung «Das Gebet»

zu richten an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48.

Name, Vorname: _____

Arbeitsort
(Name des Heims): _____

Adresse, Telefon: _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims Ja Nein

Persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

sind und mit denen man spielen kann. Sie ist eine Alternative, die total ist. Man kann sie nicht wählen. Man kann sie — weil sie echte Alternative ist — auch nicht verstehen; sie überschreitet die Grenzen meines Lebens. Man kann sie aber auch nicht einfach wegwerfen, wenn man ihrer überdrüssig ist. In der Begegnung mit dem Behinderten spüren wir etwas von dieser echten Alternative. In und hinter der echten Alternative erscheint das Du. Darum gibt es in der Begegnung mit dem Behinderten die Chance einen «Hauch des ewigen Lebens» zu verspüren.

Ja zum Leben

Wir verzichteten darauf zu definieren, was «noch» Leben ist. Hingegen habe ich darauf hingewiesen, dass von einem dreifach umschriebenen Menschenbild aus ein jeder Mensch ein «defekter» Mensch ist. Und je nachdem in welchem Bereich der «Defekt» in Erscheinung tritt, ist es für uns mühsam, ein «Ja» zu seinem Leben zu sagen.

Ich habe dann weiter ausgeführt, dass der Versuch der Definition was ein Mensch sei, immer nur damit ende, dass wir versuchen, diesen Menschen zu begrenzen. Und gerade dieses Begrenzen verhindert das richtige Erkennen: ein Mensch ohne Bezug zur Umwelt und zum Mitmenschen ist kein Mensch. Darum haben wir über «den Menschen» (und auch über den behinderten Menschen) unter dem Titel «Ich und Du» gesprochen. Wir haben Ich und Du als eine Einheit betrachtet. Dazu noch eine weitere Ueberlegung.

Was heisst lieben?

Wenn wir darauf verzichten, den Menschen zu definieren, so versuchen wir nun ihn, den Repräsentanten der echten Alternative, zu «lieben». Ich bitte Sie für einen Augenblick alles zu vergessen, was Sie sich unter diesem Wort vorstellen, sowohl eine theologisch sehr langatmig und schwierig zu umschreibende Beziehung zwischen Gott und Mensch und darin eingeschlossen von Mensch zu Mensch, wie auch jenen andern Gebrauch, der den Gefühlsüberschwang des jungen Menschen zu umschreiben versucht oder auch jenen landläufigen Ausdruck «Liebe machen», der wieder in einer andern geistigen Welt zuhause ist. Lieben heisst — für jetzt und heute — *relativieren*, den andern relativieren. Das heisst, ihn in Relationen, zu deutsch Beziehungen, sehen, heisst, ihn in Relationen, das heisst Beziehungen setzen. Wir sehen ihn in der Beziehung zu seinen Eltern — auch der Schwerstbehinderte ist das Kind eines menschlichen Vaters und einer menschlichen Mutter, auch wenn ihre Beziehung eine unmenschliche war. Wir sehen ihn in Beziehung zu den Menschen, die sein Leben gerettet haben, auch wenn wir oft meinen, sie hätten es nicht tun sollen (hätten wir anders gehandelt?). Und wir sehen ihn in Beziehung zu den vielen, die gleich oder ähnlich sind wie er. Sie können im Aufzählen nun selbst weiterfahren. Aber vergessen Sie die eine Beziehung nicht: die Beziehung zu uns, die schon lange besteht — seit wir angefangen haben nachzudenken. Und wir werden die Behinderten

nicht nur in Beziehungen sehen, sondern in Beziehungen setzen — noch und noch, Tag um Tag. Lieben heisst relativieren: in Beziehungen sehen und Beziehungen setzen.

Gestatten Sie mir eine persönliche Bemerkung. Es gibt eine besondere Beziehung, in der wir den Behinderten sehen und in die wir ihn setzen können. Ich denke an die dritte der von mir erwähnten Dimensionen. Konkret: Ich denke jetzt an

die Beziehung Gottes zum Behinderten.

Es ist doch eigenartig, dass die Beziehungen Jesu sich vor allem offenkundig defekten Menschen zuwendeten. Mit lauter solchen hat er sich umgeben. Darin kommt die Beziehung Gottes zum defekten Menschen, die Liebe Gottes zum defekten Menschen zum Vorschein. Und Jesus selbst war ja auch ein defekter Mensch, eine gescheiterte Existenz. Er war ein Mensch, dem auch die dritte Dimension abhanden kam, als er sagte: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und gerade diesem gottverlassenen Menschen galt und gilt die Beziehung — die Liebe Gottes. Gott hat Ja gesagt zu diesem defekten Menschen, so, dass dieser zum Inbegriff der Liebe Gottes wurde. Gottes Ja gilt nicht dem Menschen, der keinen Defekt aufweist, sondern seiner Alternative, dem, dessen grösster «Defekt» es war, sich für die andern hinzugeben. — Das ist für mich die wichtigste Beziehung, in der wir den Behinderten sehen und in die wir ihn setzen wollten.

Von diesem Gedanken her ist der Titel meines Referates falsch. Man sollte nicht begründen müssen, warum man zum Behinderten trotzdem Ja sagen soll, sondern man sollte begründen müssen, wieso man auf den Gedanken kommen kann, ein Nein zum Leben des Behinderten überhaupt in Erwägung zu ziehen. Die Pflicht zu begründen liegt auf der falschen Seite! Aber noch einmal: das ist eine persönliche Bemerkung.

Ja sagen zum Leben des Behinderten als einer für uns unerreichbaren und doch lebensnotwendigen Alternative: darin liegt nun offenbar

der Sinn unseres eigenen Seins.

Aber nun nicht so, dass wir, mit den Augen auf uns selbst gerichtet, in der Hoffnung den Sinn unseres Lebens allsogleich erscheinen zu sehen, Ja sagen zum Behinderten. Sondern der Sinn des eigenen Lebens erfüllt sich nur dann, wenn wir das eigene Leben vergessen. Von Viktor E. Frankl stammt das schöne Bild vom Auge, das alles sieht, nur sich selbst nicht. Und wenn das Auge sich selbst sieht, dann ist es krank, untauglich und reif für eine Operation. Sie haben dieses Bild in der Einladung zur heutigen Tagung bereits gefunden — ich brauche es nicht auszumalen. Je mehr wir auf die Sinnproblematik — die ungelöste — unseres eigenen Lebens starren, je mehr wir versuchen durch neue Erfahrungen am Objekt des Mitmenschen uns selbst auf die Spur zu kommen,

VSA-Grundkurs für Heimleitung

Als Fortbildungskurs für Leiterinnen und Leiter von Jugend- und Altersheimen

- Aufnahmebestimmungen: — Aktive Heimleiter
— Zum Zeitpunkt der Anmeldung fest vorgesehene Mitarbeit in einem Heim für eine **leitende** Funktion (mindestens drei Vollzeit-Mitarbeiter unterstellt)
- Kursleitung: C. D. Eck, Institut für angewandte Psychologie, Zürich
- Kursort: Zürich, Paulus-Akademie
- Zeitdauer: 40 Tage, September 1981 bis Dezember 1982
- Kurskosten: Fr. 2800.— inklusive Mittagessen an Kurstagen
Fr. 2600.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen
- Anmeldung: Anmeldeformulare können bezogen werden:
Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48
Anmeldeschluss: 26. Juni 1981
Teilnehmerzahl beschränkt
Die Kursteilnehmer verpflichten sich, den ganzen Kurs zu besuchen

Kurskonzept:

Spezielle Fragen der Leitung von Alters- und Erziehungsheimen	Allgemeine Methodenlehre der Klientenbetreuung
Grundlagen des Heim-Managements	Betriebspsychologische Organisationsgrundsätze
Die Führung des Mitarbeiters	Förderung der Leiterpersönlichkeit
Gruppendynamik und Institutionspädagogik	Psychologische Grundlagen der Heimführung

Die Kursteilnehmer arbeiten im Plenum, in Kleingruppen und in Fachgruppen. Heimspezifische Fachgruppen vermögen die Fragestellung innerhalb einer Themenreihe direkter auf die jeweilige Anwendungssituation zu beziehen. Sie werden mit anspruchsvolleren, eher projektmässigen Aufgaben betraut.

Eine Abschlussprüfung mit Ausweis wird fakultativ angeboten (Kosten Fr. 150.—).

- Kursdaten: 1981 15./16. September, 20./21. Oktober, 29./30. Oktober
24./25. November, 8./9. Dezember
- 1982 26./27. Januar, 9./10. Februar, 9./10. März
6./7. April, 4./5. Mai, 1./2. Juni, 29./30. Juni/1. Juli, 24./25./26. August,
14./15. September, 28./29. September, 26./27. Oktober, 9./10. November,
23./24. November, 7./8. Dezember

Ständige Kursbegleitung und Beratung der Teilnehmer durch Dr. Imelda Abbt

und je mehr wir behaupten, nur wenn wir uns selbst entdeckt hätten, würden wir den Weg zum Du finden können, desto weniger begegnen wir dem Du. Desto unfähiger werden wir, das Du zu bejahen als Bereicherung oder gar Erfüllung unseres eigenen Lebens. Die treibende Kraft unseres Lebens ist dann die Angst vor der Einschränkung der eigenen Freiheit

durch das Du, nicht die neugierige Freude auf die Begegnung mit einem Du.

«Trotzdem Ja zum Leben des Behinderten»: das ist nicht ein verzweifelter und krampfhafter Versuch, unmögliches doch noch möglich zu machen, sondern es ist eine grosse Chance, die uns offeriert wird.

«Jugend macht ihre eigene Geschichte»

Wandlung der Jugend – Wandlung der Gesellschaft

John R. Gillis: *Geschichte der Jugend*. Tradition und Wandel im Verhältnis der Altersgruppen und Generationen. Weinheim und Basel, Beltz-Verlag 1980, 248 Seiten, Fr. 34.—

Mit dieser Veröffentlichung will der amerikanische Historiker John R. Gillis die Geschichte der Jugend schreiben. Damit ist ein hoher Anspruch verbunden, denn die Geschichte der Jugend ist auch immer Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Das zustandegekommene Resultat bildet vorwiegend die Geschichte der männlichen Jugend in der Zeitspanne des vorindustriellen Europas bis in unsere Gegenwart. Der Autor richtet sein Interesse auf die Jugend selbst, auf ihr Brauchtum, ihre Verhaltensweisen und Ideen und geht weniger von der Sichtweise der Erwachsenen aus, wie diese die Jugend sehen und beurteilen. Seine Bemühungen richtet er also auf die Kontinuität und den Wandel der Jugendkultur aus. Das Buch möchte aber nicht nur Jugendkultur in verschiedenen Zeitabschnitten beschreiben, sondern es möchte den gesellschaftlichen Hintergrund dieser Altersgruppe, nämlich die sozialen Strukturen und Normen zur Erklärung der Jugendkultur miteinbeziehen. Die damit verbundene These des Buches lautet: «Jugend macht ihre eigene Geschichte» (S. 11). Der Autor glaubt damit zeigen zu können, dass die Jugend auf den sozialen Wandel mit eigenen Verhaltensmustern reagiert. Bedenkt man die Verhaltensaussagen der Jugend während den letzten Jahren, so kommt dem vorliegenden Buch eine besondere Bedeutung zu, will es doch — mit seiner sozialhistorischen Vorgehensweise — beitragen, die Herkunft moderner Jugendkultur zu klären.

In gewissem Sinne kann das Buch als Fortsetzung von Philippe Ariès' «Geschichte der Kindheit»* betrachtet werden. Beschreibt nämlich Ariès die Ge-

schichte und Entdeckung der Kindheit während des Feudalismus, so beschreibt Gillis die Geschichte und Entdeckung der Jugend während den letzten zweihundert Jahren. Im Gegensatz zu Ariès werden die Beziehungen der Jugend zu ihrem sozialen Umfeld stärker berücksichtigt.

Der Autor spricht deshalb von der Entdeckung der Jugend, weil dieser Begriff erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts geläufig wurde. Wohl hat es auch vorher Jugend und Jugendkultur gegeben, doch ist diese von der modernen Jugendkultur zu unterscheiden. So hatten Ausdrücke wie boy, garçon oder Knabe im vorindustriellen Europa eine ganz andere Bedeutung als heute. Denn damit konnte eine Person bezeichnet werden, die sowohl sechs als auch dreissig Jahre alt sein konnte. Mit diesen Ausdrücken wurde nicht eine klar abgrenzbare Altersgruppe gemeint, man bezeichnete damit eher den gesellschaftlichen Status einer Person, nämlich die Diener, Knechte und Handwerkslehrlinge. Die grosse Altersspanne für Ausdrücke wie Knabe führt der Autor auf die damaligen Lebens- und Arbeitsverhältnisse zurück. Denn üblicherweise trat ein Kind schon im Alter von 6—8 Jahren in einen fremden Hausstand ein, in dem es lebte und arbeitete, bis mit der Gründung einer eigenen Familie der Hausstand verlassen wurde. Das Heiratsalter selber war mit 25—30 Jahren relativ hoch. Trotzdem hatte diese breite und nicht klar abgrenzbare Altersgruppe mit ihrer speziellen Abhängigkeit, eine eigene Kultur, ein eigenes Brauchtum entwickelt. Damit meint der Autor die zahlreichen Bruderschaften und Gesellenvereine, die neben der Gestaltung von Festen und Vermittlung von Arbeit die Funktion eines Tugendwächters und Ehestifters innehatten. Neben der Beschreibung dieser Bräuche und ihre Erklärung durch ökonomische Faktoren, versucht der Autor auch einen Zusammenhang mit den jeweiligen demographischen Verhältnissen und den Lebensphasen der Menschen herzustellen. So weist der Autor darauf hin, dass mehr als 50 % der Bevölkerung unter 20 Jahre alt war und trotz hoher Fruchtbarkeit nur jede zweite Person ein Alter von 20 Jahren erreichte. Für die Sicherung der Familie

* Philippe Ariès: *Geschichte der Kindheit*. München: Hauser-Verlag 1975.